Zeitschrift: Schweizer Spiegel

Herausgeber: Guggenbühl und Huber

Band: 16 (1940-1941)

Heft: 10

Artikel: Kameradschaft : eine Betrachtung darüber, ob und wie sich diese vom militärischen in das bürgerliche Leben übertragen liesse

Autor: Huber, Fortunat

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1066986

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Kameradschaft

Eine Betrachtung darüber, ob und wie sich diese vom militärischen in das bürgerliche Leben übertragen liesse

Von Fortunat Huber

Illustration von H. Tomamichel

Das Bataillon ist entlassen. Die Soldaten sitzen im Zuge, der sie in wenigen Stunden der Familie, der Arbeit und den bürgerlichen Lebensgewohnheiten zurückbringt. Jeder hat sich schon wochenlang immer etwa wieder diesen Augenblick geniesserisch ausgemalt. Auch jene, die zu Hause von schweren Verhältnissen erwartet werden. Aber bei aller Freude über die zeitweilige Entlassung sind die Soldaten stiller, als wenn sie in einen Urlaub fahren. Es kommt kein Uebermut auf.

Man plaudert mit den Kameraden, mit denen man gerade zusammensitzt und winkt sich über die Bänke Abschiedsgrüsse zu. Man ist lange zusammen gewesen, man wird sich — hoffentlich — recht lange nicht mehr sehen, und dennoch . . .

Der Zug entleert sich am Bestimmungsort. Man war zu lang im Dienst,

um auch nur zu einem Abschiedstrunk noch einmal zusammenzusitzen. Jeder will heim. Man sieht die einen Kameraden mit Frau und Kindern fortgehen, man ist vielleicht selbst noch mitten in einer Gruppe, die ein Stück gleichen Weges hat. Aber dann kommt der Augenblick, wo man zu Hause ist, den schweren Sack zum letztenmal ablegt, und dann empfindet man — ich würde annehmen die meisten, sogar bevor sie noch die Uniform abgelegt haben — ein unbestimmtes Gefühl der Leere.

Entstammt dieses Gefühl dem Wissen darum, dass es wohl leicht ist, sich an die Annehmlichkeiten des bürgerlichen Lebens zu gewöhnen— so leicht, dass diese nach wenigen Tagen schon als selbstverständlich empfunden werden — es aber einer recht entschiedenen Anstrengung bedarf und einige Zeit erfordern wird, bis die Fäden der Arbeit wieder richtig aufgenommen sind? Auch, aber nicht nur.

Es mag sein, dass der eine oder andere sich erst jetzt wieder bewusst wird, wie sorglos das Leben im Dienst eigentlich ist: andere denken für uns, andere sorgen für den gedeckten Tisch oder doch wenigstens für das, was in den Teller oder in den Gamellendeckel kommt. Nach dem Abtreten ist die Arbeit erledigt, sie verfolgt uns nicht in den Abend oder in die Nacht; es gibt keine Frauen, keine Kinder, die mit ihren Anliegen zu einem kommen. Es wird Soldaten, die wieder Zivilisten wurden, geben, die solchen Gedanken nachhängen.

Aber auch den andern, für welche diese Sorglosigkeit kein Wunsch ist, sondern die sich gerade wieder nach der eigenen Verantwortung des bürgerlichen Lebens gesehnt haben, bleibt ein Gefühl der Leere nicht erspart. Ich glaube, eine Hauptursache dieses Gefühls ist die Kameradschaft, in der man im Dienstbetrieb lebte und der man nun entrissen wurde. Die Kameradschaft, nicht mit einzelnen Kameraden, mit denen man besonders viel zusammen war und mit denen man besonders gut ausgekommen ist; diese Kameraden könnte man ja, wenn man unbedingt wollte, auch im Zivilleben wiedersehen. Nein, zu der Kameradschaft gehören alle, sogar jene, mit denen man nie freiwillig zusammen war, und mit denen man eher schwer ausgekommen ist.

* * *

Man hört und liest viel davon, dass die Kameradschaft des Militärlebens in das bürgerliche Leben übertragen werden soll. Ich muss gestehen, ich halte von den meisten dieser Aeusserungen wenig. Ich vermisse bei ihnen die Einsicht in das Wesen der Kameradschaft und damit die Erkenntnis der tiefgreifenden Schwierigkeiten, diese dem so ganz anders gearteten bürgerlichen Leben einzufügen. Da nützt das Wünschen und Wollen, so ehrlich es sein mag, nichts. Wie ernst die zu überwindenden Hindernisse sind, sollte wenigstens die Generation wissen, die das Erlebnis der Kameradschaft aus den Aktivdiensten während des letzten Krieges schon einmal mit nach Hause nahm. Es war den meisten Schweizer Soldaten auch damals die tiefste, schöne Erinnerung an den Dienst. Sie kamen auch damals mit dem ehrlichen Bestreben zurück, etwas von dieser Kameradschaft in das Zivilleben hinüber zu retten. Ich glaube, wir alle müssen zugeben, dass es uns allen misslungen ist.

Man versuchte die Beziehungen nicht ganz aufzugeben; es gab Kompagnie- und Zugsabende, man kam vielleicht regelmässig da und dort zusammen. Der Besuch aller dieser Veranstaltungen wurde mit der Zeit immer spärlicher. Oder wir versuchten mit einigen besonders engen Kameraden einzeln weiterhin im Verkehr zu bleiben und kamen dann früher oder später gegenseitig zur schmerzlichen Einsicht, dass schliesslich das einzige, was einen noch verband, Erinnerungen waren. Aber Erinnerungen, so stark sie sein mögen, sind nie stark genug, um eine Beziehung aufrechtzuerhalten. Jede Verbindung zwischen Menschen, die sich nicht auch auf die Gegenwart und die Zukunft erstreckt, erlischt.

* * *

Es ist notwendig, uns über die grundsätzlichen Schwierigkeiten, die sich der Uebertragung der militärischen Kameradschaft auf das Zivilleben in den Weg stellen, klar zu werden, wenn wir sie überwinden wollen. Sie müssen in den wesentlichen Gegensätzen des militärischen und des zivilen Lebens begründet sein. Die militärische Kameradschaft — schon die Wortbildung legt es nahe — erwächst aus dem engen Zusammenleben. Das Zusammen-Essen gehört dazu, das Gemeinsam-Schlafen, die gemeinsame Arbeit und die gemeinsame Erholung. Ein Zusammenleben, dem man nicht entweichen kann, bei dem es keine Kündigung, kein Versetzungsgesuch gibt, keinen Austritt aus der Firma, keine Scheidung, keine Trennung von Tisch und Bett, kein Sichabschliessen oder -einschliessen. Dieses enge Zusammenleben erst zwingt die einzelnen, sich mit den Eigenarten aller andern abzufinden. Denn es genügt nicht, mit einigen auszukommen, es müssen sich alle mit allen vertragen. So schwer das gelegentlich ist, so zeigt sich bei längerer Dauer doch, dass man gerade, und nur unter diesen Umständen, Menschen schätzen lernt, die man sonst nie geschätzt hätte. Man lernt, dass irgendeinmal jeder irgendwo versagt und jeder, auch das schwächste Glied der Kette, irgendwann einmal brauchbar und den andern nützlich ist. Man versteht, was uns allen so schwer eingeht — obschon es eigentlich eine Selbstverständlichkeit wäre — dass in der Gesellschaft jeder eine irgendwie nützliche Rolle spielt. Es kommt in einer Kompagnie oder in einem Zuge soweit, dass man auch die eigentlichen schwarzen Schafe, den verbrieften Miesmacher, den Jähzornigen, jenen, der alles besser weiss, den, der sich vor allem drückt, den geborenen Versager, eigentlich gar nicht mehr missen möchte, auch wenn es nur zu dem Zwecke wäre, sich über sie aufzuregen und ihnen von Zeit zu Zeit die Meinung zu sagen. Man lernt bei diesem engen Zusammenleben zwar nicht seine Eigenheiten zu unterdrücken, aber doch sie soweit im Zaume zu halten, dass diese die Gemeinschaft nicht gefährden. Jeder gewöhnt sich daran, seine Vorlieben und Abneigungen, seine Schwächen und auch die Vorzüge soweit im Zügel zu halten, als es nötig ist, um das gegenseitige Auskommen zu ermöglichen.

Die Kameradschaft erfordert von jedem einzelnen ein gutes Stück Zurückhaltung. Es gibt Dinge, die man mit Kameraden nicht bespricht oder doch nur bis zu einer gewissen Grenze. Es gibt Fragen, die man einem Kameraden nicht stellt. Es gibt Sorgen, die man für sich behält. Gerade diese gegenseitige Zurückhaltung ist etwas vom Schönsten der Kameradschaft; aber sie deutet auch die Grenzen der Kameradschaft an. Kameradschaft steht in einem Gegensatz zu Freundschaft. Die Freundschaft, wie die Liebe, kennen ihrem Wesen nach in der Vertrautheit und in der Vertraulichkeit keine Grenzen. Man möchte einem Freund oder einer Geliebten alles sein und verlangt das gleiche. Die Erwartungen in der Kameradschaft sind bescheidener. Sie ist deshalb weniger ergreifend, weniger leidenschaftlich als die Freundschaft und die Liebe, aber weil sie sich auf etwas Möglicheres beschränkt, ist sie dafür um so sicherer und ruhiger. Das Gefühl behaglicher Sicherheit ist bei der Kameradschaft auch deshalb grösser, weil die Freundschaft und die Liebe sich nur auf wenige Menschen beziehen kann und von dem Besitz oder Verlust, dem Wohl- oder Uebelergehen dieser wenigen abhängt, während die Kameradschaft ihrem Wesen nach auf eine Vielheit gerichtet ist, für die der einzelne nie unersetzlich ist.

* * *

Das enge Zusammenleben ist die eine wichtige Wurzel der militärischen Kameradschaft. Es liegt auf der Hand, dass sie nicht auf das bürgerliche Leben übertragen werden kann. Das würde eine vollständige Umkehrung alles dessen verlangen, was unser bürgerliches Leben ausmacht. Und selbst wenn wir diesen Umsturz vornehmen könnten (die uner-

lässliche Voraussetzung dafür wäre die vollständige Verstaatlichung aller Lebensbezirke), wollten wir es nicht tun. Wir schätzen die Freiheit des einzelnen Bürgers, sein Leben auf seine Art einzurichten, viel zu sehr. Ja, ein wichtiger Teil des Wertes, den unser Staat für uns hat, beruht gerade darin, dass er jedem einzelnen von uns diese Freiheit sicherstellt. Es wäre ein ebenso unverzeihlicher Verrat, unsere Abneigung gegen die Allmacht des Staates und die Gleichschaltung des Lebens der Kameradschaft zum Opfer zu bringen, wie wenn wir es wirtschaftlicher Vorteile wegen tun würden.

Aber da die Gefahr, unsere Staatsauffassung der Kameradschaft zu opfern, wirklich nicht besteht, dürfen wir uns ruhig fragen, ob wir nicht für das Gemeinschaftsgefühl zwischen den Bürgern unseres Staates doch mehr tun könnten. Mir scheint, dass wir, unsere Väter und Grossväter, uns zu wenig um diese gekümmert haben. Wir tragen die Verantwortung dafür nicht allein. Das letzte Jahrhundert stand unter dem Zeichen der Befreiung des einzelnen Menschen, wirtschaftlich und geistig. Man nennt das Individualismus. Es war eine internationale Erscheinung. Es versteht sich, da wir nicht auf dem Monde leben, von selbst, dass auch wir von dieser Welle ergriffen wurden. Wir liessen uns von ihr um so lieber tragen, als unserem schweizerischen Wesen die Selbständigkeit des einzelnen Bürgers von jeher eine Herzensangelegenheit war. Wir liessen uns zu weit in dieser Richtung fortreissen, so weit, dass auch bei uns das staatliche Gemeinschaftsgefühl und damit der Staat schweren Schaden nahmen. Es zeigte sich in der Wirtschaft: das Streben nach dem eigenen Nutzen

---

Wem nützt das?

In einer Schweizer Tageszeitung steht unter dem Titel «Wir schwimmen im Geld» über die Börsenhausse von Mitte Juni unter anderem folgendes:

„Das sind Kursgewinne von 10—50 % in wenigen Wochen und Monaten. Um 10—50 % ist das Vermögen der Besitzer dieser Papiere gewachsen. Von selbst, ohne daß sie einen Finger zu rühren hatten. Und warum? Weil auf einmal alle Kapitalisten an diesem Profitsegen, den das Börsenspiel abwirft, teilhaben, sich zum Ankauf von Papieren drängen und weil für derlei eben reichlich, überreichlich Geld vorhanden zu sein scheint.

Die ganze Schwere der Zeit, die Sorgen des Volkes, das Bangen um die Zukunft, das Elend und die Zerstörung, die rund um uns her die Kriegsfurie aussät, all das ist unsern Kapitalisten gleichgültig. Sie pfeifen darauf, wenn sie nur — wohlgemerkt, ohne einen Finger zu rühren — mit ihren Börsenspekulationen saftige Profite einheimsen können. Die Moral der Kapitalisten enthüllt sich da in ihrer ganzen zynischen Schamlosigkeit."

Es ist richtig, es sind bei der Börsenhausse Mitte Juni grosse Kursgewinne erzielt worden. Es stimmt, dass das Vermögen der Besitzer dieser Papiere, soweit es nur in diesen Papieren angelegt war, innert kurzer Zeit gewachsen ist. Aber – ganz abgesehen davon, dass die gleichen Leute wahrscheinlich auch schon an Papieren verloren haben – wie in aller Welt beweist dieser Umstand, dass unsern «Kapitalisten» die ganze Schwere der Zeit, die Sorgen des Volkes, das Bangen um die Zukunft, das Elend und die Zerstörung, die rund um uns her die Kriegsfurie aussät, gleichgültig ist? Und wieso sollte sich an der Tatsache einer Börsenhausse die Moral der Kapitalisten in ihrer ganzen zynischen Schamlosigkeit enthüllen?

Aktien sind eine Form der Kapitalanlage, wie Sparhefte, Obligationen, Liegenschaften. Die wenigsten der Aktienbesitzer sind «Spekulanten». Die meisten sind Männer und Frauen, die, wie wir alle, aus dem Krieg bisher sicher nicht nur Börsengewinne geholt haben. Und selbst wenn eine kleine Anzahl vorläufig wirklich einmal Geld verdient hat! Wem kann das schaden? Sollen wir uns nicht vielmehr freuen, wenn Geld verdient wird? Es ist – wir brauchen dabei nicht nur an die Steuern zu denken – sicher für alle besser, als wenn Geld verloren geht.

Solche hetzerische Entgleisungen, die allerdings gelegentlich auch in andern Zeitungen anderer Parteirichtung bei andern Gelegenheiten Platz finden, können nur jenen den Boden vorbereiten, denen auch die Verfasser solcher Artikel bestimmt nicht in die Hand arbeiten wollen: den Erzfeinden unseres Staates.

nahm keine Rücksicht auf das allgemeine Wohl. Es wirkte sich in der Politik aus: der einzelne Bürger entzog sich mehr und mehr der eigenen staatsbürgerlichen Verantwortung; er wälzte sie auf die Träger der Parteipolitik ab. Es trat in der Literatur und Kunst in Erscheinung: sie drohte aus einer Gemeinschaftsangelegenheit, die alle angeht, zum Spleen einzelner oder doch einzelner Cliquen zu werden.

Die Vereinzelung in allen Lebensbezirken hätte auch bei uns tödlich wirken müssen, wenn wir nicht immer noch von einem alten Erbe schweizerischer Volksgemeinschaft hätten zehren können. Es liegt an uns, unsern Kindern und Enkeln dieses Erbe wieder zu äufnen.

Das Erlebnis der militärischen Kameradschaft kann uns dabei helfen. Niemand wird bei uns daran denken, zugunsten der Volksgemeinschaft unser bürgerliches Leben in ein Massenlager zu verwandeln. Aber wir werden vielleicht dafür sorgen, dass unsere Jugend mehr Gelegenheit haben wird als wir, jenes Gefühl der gegenseitigen Verbundenheit kennenzulernen, das nur das enge Zusammenleben vermitteln kann. Wir werden die Jugendbewegungen, die in dieser Richtung wirken, mit andern Augen betrachten — und fördern. Auch die Fragen des militärischen und staatsbürgerlichen Vorunterrichts bekommen in diesem Gesichtswinkel eine neue Bedeutung. Wir werden sie wieder erwägen müssen. Die grundsätzlichen Gegner jeder Vermassung mögen bedenken, dass die Flucht in die Masse während der letzten Jahrzehnte, die sich auch bei uns in Anfängen zeigte, zum Beispiel in gewissen Auswüchsen des Sportbetriebes, aber ebenso in der Politik an gewissen politischen Neugründungen, zur Hauptsache nichts anderes war als der Fluchtversuch hoffnungslos Vereinzelter. Die Masse ist ein Kameradschaftsersatz, aber der entsetzlichste, der sich denken lässt.

Da unser Volk nicht nur aus Männern besteht, werden wir zu überlegen haben, wie wir auch unsere jungen Mädchen und Frauen von der Frucht der Kameradschaft kosten lassen könnten. Was ist dafür bisher geschehen? Wäre es nicht möglich, dass die Einrichtung des Freiwilligen Hilfsdienstes auch nach dem Krieg ein unermesslich wertvolles Mittel dazu sein könnte? Gewiss, hoffentlich, wäre die Kameradschaft unter Frauen wieder eine andere als die unter Männern. Aber irgendeine Form der Kameradschaft müsste sich auch unter Frauen finden lassen. Wäre sie zusammen mit der männlichen Form der Kameradschaft nicht eine wunderbare Grundlage für unsere staatliche Gemeinschaft?

Das enge Zusammenleben ist die eine Wurzel der militärischen Gemeinschaft. Es gibt eine zweite. Es wird von ihr wenig gesprochen, nirgends seltener als gerade im Dienst. Aber sie ist ebenso wichtig. Sie liegt in dem von allen bejahten gemeinsam als notwendig empfundenen Ziel: dem Schutz des Vaterlandes. Wie steht es damit im bürgerlichen Leben? Haben wir unser Gemeinschaftsziel, wir, jeder einzelne von uns, jede Klasse, jeder Stand, nicht vernachlässigt? Wir haben es nie ganz vergessen. Es ist uns bei feierlichen Anlässen immer wieder bewusst geworden. Aber es hat in viel zu geringem Mass unser Leben bestimmt.

Wenn es uns wirklich ernst damit ist, das Erlebnis der militärischen Kameradschaft auf das bürgerliche Leben zu übertragen, dann ist es unerlässlich, das gemeinsame Ziel aller Bürger und Bürgerinnen: das Gedeihen unseres Staatswesens, als Richtschnur für unser Leben zu empfinden — und darnach zu handeln. Dieses Ziel muss für jede Generation in sich immer wieder wandelnden, verwirklichbaren Teilzielen Form gewinnen. Ein Volk, das bloss darin einig wäre, das Bestehende zu erhalten und bei dem das Gemeinsame nur noch in teuern Erinnerungen bestände, wäre zum Sterben verurteilt, wie die Kameradschaft, die sich nur auf die Aufwärmung von Diensterinnerungen beschränkt.

Ein Volk, das leben will, braucht nicht nur gemeinsame Erinnerungen, es braucht gemeinsame Arbeit und den Ansporn gemeinsamer Zukunftshoffnungen.